

(Nachdruck verboten.)

3) Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.
Von Peter Rosegger.

„Vater,“ fragte der Friedel, „wie viele Häuser sind auf der Welt?“

„O Kind!“ antwortete der Vater, „die Welt ist weit, nur Gott kann sie durchwandern und die Häuser und die Menschen zählen. Ich weiß nur Altenmoos.“

„Und wie viele Häuser sind in Altenmoos?“

„In Altenmoos sind — wenn Du der Lunsel-Stina ihre Höhle und andere Hütten nicht dazuzählst, genau einundzwanzig Häuser.“

„Wie viel ist das?“ wollte der Kleine wissen.

„Wenn Du,“ belehrte der Vater, „Deine Finger zusammenzählst an beiden Händen und Deine Zehen an beiden Füßen und dazu die Nase im Gesicht, so hast Du einundzwanzig.“

„So viele Häuser?!“ rief der Knabe verwundert. „Und welches ist die Nase?“

„Pst!“ machte der Vater plötzlich, blieb stehen, legte die Hand dem Sohnelein auf die Achsel, beugte sich vor und flüsterte: „Siehst Du? Gucl' einmal dort zwischen die Eschen durch an den Waldbrand hin — siehst Du?“

„Eine rothe Gais!“

„Das ist ein Reh!“ sagte der Vater.

Das Thier hatte ein wenig grasen wollen auf der Wiese, aber es witterte Menschen. Hoch hob es das Haupt, lauerte ein Weilschen und sprang dann mit großen Säsen in den Wald zurück. Der kleine Friedel hatte sich schier seine großen Augen herausgeschaut; es war das erste Reh, das er gesehen. Selbst für Jakob's Augen waren solche Thiere eine Seltenheit. Der Gulbeisner, dem die Jagd gehörte, war ein grimmiger Schütze und ließ nicht viele laufen. Drüben in den Herrschaftswaldungen soll es schon mehr Wild geben, auch schöne Hirsche darunter. Der Jakob hat sein Lebtag erst einmal einen Hirsch gesehen, und der lag draußen in Sandeben auf einem Leiterkarren, redete noch im Tode die Herrlichkeit seiner Geweihe empor und hatte den aufgeschlitzten Bauch voll grünen Reifigs.

Den Hohlweg heraus kam etwas Holperndes, die Siedelfuhr des Knatschel. Es war die letzte. Er saß selber drauf und leitete das Ochsenpaar; hinter ihm auf einem Kornsack saß sein Weib und seine taubstumme Schwester. Die taubstumme Schwester schaute mit Befremdung um sich, sie wußte nicht, was das bedeuten soll: jetzt wegfahren, vom Hause weg, da es doch schon bald Nacht wird! — Und die Schwägerin neben ihr, die hat das Vortuch im Gesicht und weint, und der Bruder voran, der hat eine lange Wurzen im Mund und schmunzelt. Was das bedeuten mag!

Als der Wagen herankam, redete der Jakob den Knatschel zum Grusse an: „Du hast es eilig, Nachbar. Ich denke, Du kommst für heute schon zu spät und für sonst immer noch früh genug nach Sandeben.“

„Heut' lieber wie morgen,“ antwortete der Knatschel. „Bedien' Dich, Steinreuter!“

Er hielt dem Jakob vom Karren herab eine neue, feine juchtene Zigarrentasche hin. Und den Spruch dazu: „Bedien' Dich!“

Wie vornehm er sich gehalten kann! Und auch beim Schreibnamen ansprechen, wie der Amtmann! — Der Jakob ging mit seinem Knaben neben der knarrenden Fuhr des Auswanderers einher.

„Gelt, mir merkst den Altenmooser nimmer an!“ sagte der Knatschel. „Na, nimm eine. Sind amerikaniische.“

„Vergelt's Gott!“ lehnte der Jakob ab. „Mir thät' übel werden davon. Aber schau, Nachbar, ich kann allerweil noch nicht glauben, daß es Ernst ist bei Dir!“

„Reuthofer!“ rief der Knatschel, „Du kommst mir bald nach. Denk' daran, da bei der Thorschränke hab' ich Dir's gesagt: Du kommst bald selber nach hinaus!“

„In der Todtentruhen!“ sagte der Jakob, „sein kann's wohl, der Mensch weiß nicht Tag und Stund.“

„Nicht in der Todtentruhen!“ rief der Knatschel. „Leicht wohl eher auf des Kampelherrn Kaleschwagen!“

„Ich wünsche Dir ein langes Leben,“ entgegnete der Jakob, „aber das wirst Du nicht erleben.“

„Hast Du schon gehört, daß der obere Noth auch fliegt?“ fragte der Knatschel. „Den vertreiben die Schulden, und er muß noch froh sein, daß ihm der Kampelherr Haus und Grund abgelöst hat. Besser verkaufen, als vergauten. Allemal besser.“

„Für den Noth hätte sein Schwager, der Gulbeisner, was thun sollen,“ meinte der Jakob.

„Der Gulbeisner?“ lachte der Knatschel. „Pass' auf, der verkauft selber!“

„Was sagst Du?“ fragte der Jakob und hielt sein Haupt gegen den Fuhrmann hin.

„Verkaufst selber! Der Kampelherr steht schon im Handel mit ihm. Der Jagd wegen, heißt's. Ihr kommt mir alle nach, Altenmooser-Leut'. Alle!“

Der Jakob schüttelte den Kopf.

„Besuch' mich einmal,“ lud ihn der Auswanderer ein, „in der Sandeben, gleich hinter der Kirchen. Kennst es ja, das Haus, was der Kreuz-Bäck gehabt hat. Wirst alleweil einen guten Tropfen finden bei mir.“

„Ein Wirthshaus?“

„So was. Etwas ein Geschäftel muß der Mensch doch haben, sonst wird ihm Zeit und Weil' lang.“

„Knatschel!“ sagte jetzt der Jakob, „gieb Achtung, daß Du Dich nicht veriraatest! Auf der Sandeben ist der Tausender nicht so viel werth, wie in Altenmoos. Dort kostet der Brotlaib einen halben Gulden, dahier kanust, wenn Du selber keinen backest, einen um zwei Sechser haben und einen größeren.“

„Bauernbrot gefressen hab' ich mir genug, mein Lebtag,“ lachte der Knatschel, „jetzt will ich einmal Guglhupf (Kuchen) haben.“ Und er versetzte den Ochsen eins mit der Peitsche.

„Thomas,“ sagte jetzt sein Weib und stupfte den Knatschel am Rücken, „thu' mir den Gefallen und halt' ein bißel still. Wir sind bei unserer letzten Feldschränke. Schau, wenn sie eine Leich' haben hinausgetragen vom Knatschelgut, dahier haben sie die Truhen abgesetzt zum Urlaubnehmen. Und da will ich auch absteigen und dem Heimboden behüt' Gott sagen.“

„Dummheiten!“ schrie der Knatschel und hieb noch schärfer auf das Ochsenpaar drein. Ein Ruck, und da waren sie auf fremdem Boden.

„Fahret gut!“ rief der Jakob und hielt seine Hand über den Karren hin, „ich wünsch' Euch tausend Glück!“

Ohne anzuhalten schüttelte der Knatschel die gebotene Rechte kurz. Das Weib hatte sie auch gefaßt und wollte sie nicht loslassen, so daß der Reuthofer noch eine Strecke nebenherlaufen mußte.

Als er endlich ledig war, still stand und dem Gefährten nachblickte, sah er es, wie das Weib des Thomas, das Gesicht in die vorgehaltene Schürze pressend, heftig schluchzte. Der Knatschel knallte mit der Peitsche, daß es widerhallte in den Wäldern.

„Ist das der Mann mit den Tausendern gewesen?“ fragte der Knabe, als das Gefährt hinter der Thalbiegung verschwunden war.

Der Jakob wendete sich und ging mit dem Knaben zwischen den grünenden Hajersfeldern hin. Er war verstimmt. Nun hob er eine Erdscholle auf und betrachtete sie sinnend.

„Was ist denn das?“ fragte der Friedel.

„Das ist unser Tausender, mein Kind,“ sagte der Vater. „Der kann nicht zerreißen und nicht verbrennen. Zu Mehl kann ich ihn zerreiben, in die Luft kann ich ihn streuen und ist doch nicht umzubringen. Und wenn ihn der Mensch pflegt, und Gott giebt Sonnenschein und Regen vom Himmel, so ist er ein wohlverichertes Gut und bringt alle Jahr' seine Zinsen, es mag im Land Krieg oder Frieden sein.“

„So einen Tausender,“ sagte jetzt der Kleine, „hat der Jackerl gestern der Kuh nachgeworfen, daß er auseinandergespritzt ist.“

Der Vater entgegnete: „Dem Erdklumpen hat das nicht geschadet, der thut sich schon wieder zusammen, aber der Kuh kann es geschadet haben. Und dem Jackerl wird es geschadet

haben. Ja! Dein Bruder wird mir neuding ein so arger Wildfang, daß ich ihn morgen auf den ganzen Tag in den Moosbarren sperren muß."

Run war es, daß der Wildfang an jenem Abende gar nicht ins Haus kam. Zuerst wurde nach ihm gepöfien, er kam nicht. Dann ging die Angerl hinaus auf den Hügel und schrie: "Jackerl!" so laut sie konnte, auch der Wald half ihr schreien. Der Knabe kam nicht. Als es schon finster war, ging der Reuthofer mit einem Haselstock bei den Nachbarn um und fragte, ob sein Bub nicht gesehen worden sei. Die Dreisambäuerin schlug ihre Hände zusammen und jammerte, das arme Kind sei sicherlich ins Wasser gefallen! Ganz Altenmoos wollte sie aufstöbern, um den Knaben zu suchen. Dem Reuthofer machte der Jammer des Weibes nicht viel Herzleid, er kannte seinen Jungen.

Als der Jakob Steinreuter auch zum Stindel im Stein kam — in den Hof, der hoch am Berge unter einem massigen Felsblock stand, welcher kurzweg der Stein genannt wurde — erfuhr er zwar auch dort nichts von seinem abhaubengekommenen Jackerl, hingegen eine Neuigkeit, die eigentlich keine mehr war. Der Guldeisner sei mit dem Kampelherrn in Unterhandlung und wolle sein Gehöfte denn wahrhaftig verkaufen.

In der darauffolgenden Nacht konnte der Jakob nicht schlafen. Wenn der Guldeisner verkauft, dann verliert die Gemeinde Altenmoos ihren Grundstock. Wenn die Guldeisner-Leute mit Mann und Magd, mit Kind und Knecht auswandern, dann wird es langweilig werden hierum. Wenn die Guldeisner-Gründe zu Wald anwachsen — und die hohen Herren lassen alles Wildniß werden — dann — —

Es wird ja nicht wahr sein, tröstete sich der Jakob, es kann ja nicht wahr sein. Das Haus verthun und davonzugehen! Nein, es ist nicht, es ist nicht. Wenn ich nur ein Stindel schlafen könnte, bevor es tagt!

Der Kirchgang nach dem Gelde.

Nun war der Morgen des heiligen Frohnleichnamstages. Das stille, grünende Altenmoos lag im jungen Sonnenfrieden da. Aus den Höfen hervor, von den Lehnen und Leutchen herab, an den Wiesensteigen heran kamen die Leute in schmuckem Feiertagsgewande und gingen dem Hauptwege zu, wo sie sich in Gruppen vereinigten, um selbänder unter munteren Gesprächen gegen die ferne Pfarrkirche zu wandern.

Es waren ihrer heute viele. Obwohl an den Werktagen arbeitend vom Sonnenaufgang bis zum Niedergang, sind sie am Feiertage doch nicht müde; gestern war es an den Händen, heute ist es an den Füßen, und die Zunge haben sie auch mit, daß sie können schwätzen unterwegs, und die Augen, daß sie den kirchlichen Aufzug sehen zu Sandeben, und die Gurgel, durch die etwelchen Trunk zu thun einige gesinnt sind. Der Weg ist hier glatt, dort steinig, die Sonntagswanderer loben weder das eine, noch beklagen sie das andere. Die jüngeren Weibspersonen haben hellrothe Busentücher um, und vorne am Joppenlah steckt ein Sträußlein von Herzenkrost und Rosmarin. Oder sie tragen das Sträußchen zwischen dem Gebetbuch und dem weissen, viereckig gefalteten Taschentüchel in der Hand. Die Burschen haben grüne Zweige von Reseden und Nelken auf den Hut gesteckt bekommen — von wem, das sagt keiner, denn es kann sich's jeder denken. Und bei dem Blümlein steht die Wildbahnsfeder, das Starke beim Schönen, das Rechte beim Barten. Selbst die alten Männer tragen auf ihren schwarzen breiten Filzhüten helle Röslein, denn irgendwo und irgendwo muß an solchen Festtagen die Lebensfreude der Waldbergbewohner hervorblühen.

Das junge Volk gesellt sich zusammen zum Schäkern und Reden, und der frische Sandler-Sebast behauptet dreist, dem Bachhäusel-Dirndl wäre am Busen das Rosmarinstammellöse geworden, und er will ihr den Freundschaftsdienst erweisen, selbiges zu befestigen.

"Brav bist, Sebast, daß Du frei so viel Nächstenlieb' hast," redete da der alte Luschel-Peterl drein, der mit seinem wulstigen rothen Regenschirm hinten nachhumpelte. Er trug ein recht altweltliches Gewand, der Luschel-Peterl, einen vergilbten lobenen Frack mit Messingknöpfen und einen ausgeschweiften gelbgrünen Zylinderhut mit breitem Band und der großen Schnalle. Seit dieser Hut und dieser Kopf beisammen waren, hatten beide Farbe gewechselt, der blonde Kopf war grau und der grüne Hut gelb geworden. Das Gewand war alles hübsch mit grünem Tuche ausgebrämt; aus diesem waren allerlei Bäumchen, Schnörkeln und andere Zierrathen geschnitten und auf die Ärmeln, Brustflügel, Taschen und Schößeln

genäht worden, was zu dem verwitterten Gesichte des Alten mit dem grauen Bartwisch unter der Nase gar nicht übel stand.

"Festmachen das Rosmarinstammel, eh' wahr auch. Brav bist, Sebast," sagte er noch einmal.

Das Bachhäusel-Dirndl, die Dullerl, schlug dem ledigen Burschen auf die Finger: "Da hast nichts herzugreifen, Bübel!"

"So wohl, so wohl!" stimmte der Luschel-Peterl bei, da sang eine Amsel. Der Gesang war so schmetternd hell, daß sich alles umfah nach dem Vogel. Und er war nirgends zu sehen, und dem Gesange nach meinte man, er müsse einem der Leute auf der Achsel sitzen.

"Aha!" rief der Luschel-Peterl plötzlich, "da haben wir den Kappel, da drinnen da! In mein Regendach hinein hat er sich versaugen. Wohl, wohl, gewiß auch noch!"

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck untersagt.)

Ein Spaziergang.

Von Guy de Maupassant, deutsch von Wilhelm Thal.

Als der Vater Leras, Buchhalter bei den Herren Labuze u. Co., das Geschäft verließ, war er einige Augenblicke von dem Glanz der untergehenden Sonne geblendet. Er hatte den ganzen Tag gearbeitet und das kleine Zimmer, in dem er seit vierzig Jahren alle seine Tage zubachte, war so düster, daß man selbst mitten im Hochsommer von 11—3 Uhr Licht brennen mußte.

Seit vierzig Jahren kam Herr Leras jeden Morgen um 8 Uhr in diesen Kerker; und blieb dort, über seine Bücher geneigt und mit dem Fleiße eines tüchtigen Beamten schreibend, bis 7 Uhr abends.

Er verdiente jetzt im Jahre 3000 Franken und hatte mit 1500 Franken angefangen. Er war Junggeselle geblieben; denn seine Mittel erlaubten ihm nicht, eine Frau zu nehmen. Da er nie etwas genossen hatte, so wünschte er sich auch nichts besonderes. Trohdem hegte er von Zeit zu Zeit, der beständigen und eintönigen Arbeit müde, den platonischen Wunsch: Donnerweiter, wenn ich fünftausend Franken Rente hätte, würde ich mir's sein einrichten.

Sein Leben war ohne Erlebnisse, ohne Aufregungen und fast ohne Hoffnungen verfloßen. Im Alter von 21 Jahren war er bei Herrn Labuze u. Co. eingetreten. Im Jahre 1856 hatte er seinen Vater verloren und im Jahre 1859 seine Mutter. Seitdem war nichts vorgefallen mit Ausnahme eines Unzugs im Jahre 1868, als sein Hauswirth ihn steigern wollte.

Alle Morgen ließ ihn seine Weckeruhr Punkt 6 Uhr mit gräßlichem Geklapper des Uhrwerks aus dem Bette springen. Er kleidete sich an, machte sein Bett, legte das Zimmer aus und stäubte seinen Fauteuil und den Aufsatz der Kommode ab. Alle diese Arbeiten erforderten anderthalb Stunden Zeit. Dann ging er aus, kaufte ein Hörnchen in der Bäckerei Labuze, von der er elf verschiedene Bestzer gekauft hatte, ohne daß sie ihren Namen verlor, und ging, das Brötchen essend, weiter.

Im übrigen verfloß sein Leben in dem kleinen, grauen, seit vierzig Jahren mit derselben Tapete ausgeschlagenen Komptoir. Als junger Mensch war er eingetreten, als Gehilfe des Herrn Brument und in der Hoffnung, an seine Stelle zu treten. Er war an seine Stelle getreten und erwartete nun nichts weiter.

Erinnerungen gab es für ihn kaum. Die Tage, die Wochen, die Monate, die Jahre, die Jahreszeiten, für ihn blieb alles gleich. Jeden Tag erhob er sich zu derselben Stunde, ging fort, kam ins Geschäft, frühstückte, ging fort, dinierte und legte sich schlafen, ohne daß irgend etwas die Regelmäßigkeit dieser Handlungen unterbrochen hätte.

Früher betrachtete er bisweilen seinen blonden Schnurrbart und seine lockigen Haare in dem kleinen, runden Spiegel, den sein Vorgänger zurückgelassen hatte. Jetzt beschäftigte er, bevor er fortging, jeden Abend seinen weissen Schnurrbart und seine kahle Platte in demselben runden Spiegel. Vierzig lange und schnelle Jahre waren verfloßen, leer und öde, wie ein einziger trauriger Tag. Vierzig Jahre, von denen nichts zurückblieb, nicht einmal eine Erinnerung, nicht einmal ein Unglück, außer dem Tode seiner Eltern. Sonst nichts! Nichts!

An jenem Tage blieb Herr Leras, geblendet von dem Glanz der untergehenden Sonne, an der auf die Straße führenden Thür stehen; und anstatt nach Hause zu gehen, kam er auf die Idee, vor dem Diner einen kleinen Spaziergang zu machen, was er im Jahr vier bis fünf Mal that.

Er erreichte die Boulevards, wo gewaltige Menschenmassen unter den blühenden Bäumen hin- und herströmten. Es war ein Frühlingsabend, einer jener ersten warmen und weichen Abende, die die Herzen mit einem Hauch von Lebensfreude erfüllen und verwirren.

Herr Leras ging in dem hüpfenden Schritte eines alten Mannes; er ging mit fröhlichen Blicken und war glücklich über die allgemeine Freude und die köstliche Lust.

Er erreichte die Champs Elisées und ging weiter, von der jugendlichen Brise wie neu belebt. Der ganze Himmel flammte;

und der Arc de Triumphe hob seine schwarze Masse von dem leuchtenden Horizont ab, wie ein in einem Brande stehender Kiefe. Als Herr Leras bei dem ungeheuren Monument angelangt war, fühlte er, daß er Hunger hatte, und ging in einen Weinausschank, um zu diniren.

Man servierte vor dem Laden, auf dem Trottoir, einen Hammelbraten, Salat und Kompot; und Herr Leras hatte seit langer Zeit nicht so gut gespeist. Er begoß seinen Brie-Käse mit einer halben Flasche guten Bordeaux; dann trank er eine kleine Tasse Kaffee, was er selten that, und zum Schluß ein kleines Glas fine Champagne.

Als er bezahlt hatte, fühlte er sich ganz lustig, ganz vergnügt, ja sogar ein wenig berauscht und sagte sich: Es ist ein schöner Abend. Ich werde meinen Spaziergang bis zum Bois de Boulogne fortsetzen, das wird mir gut thun.

Die Nacht war auf Paris herabgesunken, eine windlose Nacht. Herr Leras folgte der Avenue und betrachtete die vorüberfahrenden Fiaker. Wunderlich! Fast in jedem sah ein munteres Pärchen, die Frau in hellem Kleide, der Mann in schwarzem Anzug.

Es war eine lange Prozession Verliebter, die unter dem besten und brennenden Himmel spazieren fuhren. Es kamen immer neue, immer neue. Sie kamen vorüber, vorüber, in den Wagen ausgestreckt, stumm aneinander geschmiegt. Alle diese von demselben Gedanken berauschten Leute zogen wie Sinnbilder des Glücks vorüber und in der Luft lag es wie ein Gefühl der Zärtlichkeit, als ob Küsse umherschwirrten.

Herr Leras, der vom Gehen ein wenig müde geworden war, setzte sich auf eine Bank, um die vorüberziehenden Wagen besser beobachten zu können.

Dann fing auch er an, an die Liebe zu denken.

Die Liebe! Er kannte sie kaum. Er war in all' den Jahren kaum mit zwei, drei Frauen zusammengekommen. Und er dachte an das Leben, das er geführt und das so grundverschieden von dem Leben aller anderen war, an das düstere, eintönige, leere, traurige Leben. Ganz plötzlich bemerkte er das Glend dieses Lebens; das vergangene Glend, das gegenwärtige Glend und das zukünftige Glend!

Noch immer fuhren die Wagen vorüber. Noch immer sah er in den schnell vorüberziehenden Fiakern die schweigenden aneinandergeschmiegteten Wesen. Es kam ihm vor, als zöge die ganze Menschheit an ihm vorüber im Rauche der Freude, des Vergnügens und des Glüdes. Und er allein starke ihr nach, er allein, ganz allein. Auch morgen würde er allein sein, immer allein!

Er erhob sich, ging einige Schritte, dann setzte er sich plötzlich erschöpft, als habe er eine weite Reise zu Fuß gemacht, wieder auf die nächste Bank.

Was erwartete er? Was hoffte er? Nichts. Er dachte daran, wie schön es sein müßte, wenn man alt ist, bei der Rückkehr in die Häuslichkeit kleine, spielende Kinder vorzufinden. Alt sein, ist süß, wenn man von den Wesen umgeben ist, die uns das Leben verdanken, die uns lieben und hätscheln und uns die thörichten, reizenden Worte sagen, die das Herz erwärmen und über alles trösten.

Dann dachte er an sein leeres Zimmer, an sein kleines sauberes, trauriges Zimmer, das nie ein anderer als er betraf. Dieses Zimmer erschien ihm jetzt noch entsetzlicher als sein kleines Bureau.

Niemals betrat dasselbe ein Freund; nie sprach jemand in demselben. Es war todt, stumm. Man konnte meinen, die Wände hätten etwas von den Leuten angenommen, die darin wohnen, von ihrer Haltung, ihrem Gesicht, ihren Worten. Sein Zimmer war leer an Erinnerungen wie sein Leben. Der Gedanke, ganz allein in dieses Zimmer zurückzukehren, sich in sein Bett zu legen, alle Bewegungen und Arbeiten eines jeden Tages wieder aufzunehmen, brachte ihn zur Verzweiflung. Und als wollte er sich von dieser traurigen Behausung noch mehr entfernen, als wollte er den Augenblick, da er in dieselbe zurückkehren müßte, noch weiter hinauschieben, erhob er sich und trat, da er plötzlich die erste Allee des Bois de Boulogne vor sich sah, in ein Dickicht, um sich dann dort in das Gras zu setzen.

Auch hier vernahm er den dumpfen, ungeheuren, fortwährenden Lärm, der sich aus unzähligen, verschiedenen Geräuschen zusammensetzte, den wirren, bald näher kommenden, bald sich entfernenden Lärm; eine unklare und riesige Bethätigung des Lebens; der Hauch von Paris, das wie ein kolossales Lebewesen athmet — — —

Die schon hoch am Himmel stehende Sonne goß eine Lichtfluth über das Bois de Boulogne aus. Einige Wagen fuhren schon vorüber und die Reiter kamen fröhlich dahergesprengt.

Langsamem Schrittes ging ein Pärchen durch eine verlassene Allee. Plötzlich erhob die junge Frau die Augen und bemerkte in den Zweigen etwas Braunes; verwundert, unruhig hielt sie die Hand hoch und sagte:

„Sieh doch! . . . was ist das?“

Dann stieß sie einen Schrei aus und klammerte sich ängstlich an ihren Begleiter.

Die Polizisten, die bald herbeigeholt waren, schnitten einen alten Mann ab, der sich an einem Baume erhängt hatte.

Man constatirte, daß der Tod schon am vorigen Abend eingetreten war. Die bei dem Manne vorgefundenen Papiere erwiesen, daß er Buchhalter bei der Firma Labuze u. Co. war

und sich Leras nannte. Die Ursachen des Selbstmordes, so hieß es, seien nicht zu ergründen. Vielleicht ein plötzlicher Anfall von Geistesstörung?!

Kleines Feuilleton.

— Vom Pariser Faschingszuge. Nicht weniger als 877 Männer, 144 Mädchen, 50 Kinder und 300 Musiker werden sich an dem Faschingszuge betheiligen, der Faschings-Sonntag bis Dienstag täglich vom Industriepalast aus die Straßen und Boulevards durchziehen wird. Außer dem üblichen Gemüße, Zigeuner-, Kolonial-, Bade- und Elefantenwagen wird folgender „clou“ den Zug sehenswerth machen. Amuthig gruppiert sieht man auf einem riesigen Wagen etwa 50 reizende Mägdelein mit Sonnenschirmen; auf ein gegebenes Zeichen umhüllen die Schirme ihre Trägerinnen und der ganze Wagen ist in eine entzückende Chrysanthemum-Gruppe verwandelt. Ebenso großartig wird die Darstellung des Wirbelsturmes vom vorigen Juli. Man sieht ein Stück Boulevardleben mit Buden u. s. w. dargestellt, als plötzlich der Wirbelsturm hereinbricht und alles über den Haufen wirft. Ein Schutzmann mit hochgehobenem weißen Stabe — das Zeichen für Anhalten des Wagenverkehrs zu gunsten des freien Fußgängerverkehrs — verfolgt dann in langbeinigen Schritten den flüchtigen Wirbelsturm. —

— Städte auf der Wunderschaft. In der kanadischen Provinz Manitoba sind unlängst zwei vollständige Städtchen auf die Wunderschaft gegangen. Den Anlaß hierzu gab die Verlängerung einer Eisenbahnlinie. Die neue Bahnstrecke sollte in der Nähe des Städtchens Dauphin vorüberführen, und die Einwohner dieser zukünftigen Handelsstadt glaubten ein Anrecht auf einen Bahnhof mit Stationsgebäude und Frachtschuppen zu haben. Vier Meilen davon liegt aber das Städtchen Gartmore, dessen Bewohner ebenfalls meinten, sie seien zu der Bahnverbindung berechtigt, und die deshalb eine Deputation an den Leiter der Vermessungen absandten, um mit ihm zu unterhandeln. Aber die Leute in Dauphin hatten kaum davon erfahren, als sich ihre einflußreichen Bürger mit derselben Energie aufmachten und dem Ingenieur ihre Wünsche vortrugen. Der Bahningenieur befaß sich ein paar Augenblicke, sagte sich kurz und ließ die Linie mitten zwischen den beiden Städten hindurchlegen, sodaß keine von der Bahn berührt wurde. Wandernde Gebäude sind ja in den amerikanischen Prairien keine Seltenheit, und so waren die Bürger von Dauphin der Situation gewachsen. Sie stellten ihre Häuser auf Rollen und zogen der neuen Bahnlinie zu, und als über Nacht Schnee gefallen war, setzten sie Rollen an stelle der Rollen und steuerten per Schritten auf die neue Heimath los. Die Gartmorer thaten desgleichen, und bald waren beide Städte im Anzuge gegeneinander. Der Verkehr in den Städten ging aber deshalb doch seinen ungestörten Gang. Die Leute gingen von ihrem rutschenden Hause zu dem ebenfalls rutschenden Schlächterladen, um Einkäufe zu machen, und der hereinkommende Farmer band sein Pferd nach wie vor neben der Schenke an. Während er selbst drinnen seinen Whiskey trank, wanderte der Gaul mit und stand nachher zum Heimritt bereit. Als die Dauphiner und Gartmorer an der Stelle der zukünftigen Bahnstation aufeinander trafen, geriethen sie einander nicht in die Haare, sondern beschloßen als praktische Leute, künftighin nur ein Stadtwesen bilden zu wollen. Die Ehre des Namens gönnte man den Bürgern von Dauphin. —

Kunst.

— Das Programm der Sonntags-Nachmittags-Vorstellungen aus dem Gebiete der neueren Kunst und Kultur, die von Dr. Köppen und Dr. Stödtner mit Hilfe großer Lichtbilder in der alten Urania (Zwoalidenstr. 57—62) veranstaltet werden, ist für den Monat Februar folgendermaßen festgesetzt: 7. Februar: „Die drei großen italienischen Meister der Renaissance“ (Leonardo de Vinci, Michelangelo und Raphael). Vortrag von Dr. A. Köppen. 14. Februar: „Moderne Malerei“ (ein Beitrag zur Sezessionsbewegung). Professor Dr. Max Gg. Zimmermann. 21. Februar: „Eine Wanderung durch Pompeji.“ Vortrag mit farbigen Lichtbildern von Dr. A. Köppen. 28. Februar: „Marxlinger.“ Vortrag des Kunstschriftstellers Fritz Stahl. —

Gesundheitspflege.

— Die Zwiebel als Dunst- und Geruchsabzieher. Immer mehr wird der vielseitige Nutzen, den die Zwiebel gewährt, anerkannt. Die neueste entdeckte Eigenschaft der Zwiebel ist, daß sie als Dunst- und Geruchsabzieher dient und in dieser Verwendung namentlich in denjenigen Schlafräumen nicht fehlen soll, wo eine Nachtlampe gebrannt wird, und wo mehrere Personen, kranke oder kleine Kinder schlafen. Das lästige Ausdünsten der Nachtlampen ist oft unvermeidlich, wird aber für die in dem Zimmer Schlafenden unschädlich, wenn eine in der Mitte auseinander geschnittene Zwiebel in die Nähe der Lampe gelegt wird, die den Dunst und den Geruch an sich zieht und so die Luft des Zimmers reinigt. Ebenso setzt sich die Ausdünstung und der damit verbundene Geruch leidender und kranker Menschen oder derjenige, welcher durch die Verunreinigung kleiner Kinder leicht entsteht, an die Zwiebel an. Nach etwa 12stündigem Gebrauch einer Zwiebel muß sie durch eine neue ersetzt werden, soll sie ferner Dünste und Geruch anziehend wirken. Die Zwiebel dürfte somit durch diese die Zimmerluft reinigende Eigenschaft, die sich selbstverständlich auch außer den Schlafzimmern in allen anderen Räumen bewährt, die

ganz besondere Beachtung der Hausfrauen verdienen. — So der „Hamb. Korr.“. Und die Sache stimmt. Nur ist diese Eigenschaft der Zwiebel schon sehr lange bekannt. In Süddeutschland kann man die große, weiße, über kreuz durchschnitene „Gesundheitszwiebel“ in jedem Bauernhause hängen sehen. —

Aus dem Thierleben.

— Von einem afrikanischen Affen, den man nach Souadelohe gebracht, erzählt Eugen Monton in der „Revue scientifique“ folgendes: Einmal nahm er einen Negerjüngling, trug ihn auf das Dach und suchte ihm mit großem Eifer die Brust zu geben; man hatte große Mühe, ihm das Kind wieder abzugeben. Unter den Hausthieren schenkte er einer Ziege seine besondere Gunst und spielte oft mit ihr. Tagsüber war die Ziege auf einem Felde, das mit einer stacheligen Feigenart bewachsen war und allabendlich, wenn sie von der Weide kam, war sie ganz mit Stacheln bespickt, so daß das Thier sich nicht hätte zur Ruhe legen können, ohne wie auf einem Nadelkissen zu liegen. Die Ziege suchte dann regelmäßig den Affen auf, der bald von der Erde aus und bald von Ort zu Ort kletternd, dieser die Hunderte von Dornen nach einander absuchte mit der Geduld und dem Geschick eines Arztes, ohne dem Leidenden ein Haar auszureißen und ohne sich selbst ein einziges Mal zu stechen. War er mit dieser Arbeit zu Ende, dann änderte sich wie mit einem Schlage sein Betragen. Er machte einen Wuffsprung und spielte mit der Ziege, als ob er sich für seine Geduld und Gütmüthigkeit entschuldigen müßte, allen möglichen Schabernack, er riß sie am Bart, steckte ihr einen Finger unter das Augenlid oder gar unter den Schwanz, riß ihr ein ganzes Büschel Haare aus u. s. w. Dieses wiederholte sich jedesmal. Niemals kam die Ziege ohne Mißhandlungen davon, und sie dachte auch nicht daran, sich ihnen zu entziehen. —

Bergbau.

— Alte Goldfundstätten giebt es in Deutschland eine ganze Menge. Ihre Ausbeutung wurde eingestellt aus zweierlei Gründen. Ein Theil der Bergwerke war erschöpft, andere waren infolge des dreißigjährigen Krieges verfallen; als man sich ihrer wieder erinnerte, scheute man vor den hohen Kosten des Betriebes zurück. Zu der letzteren Gattung gehörte das Goldbergwerk zu Neualbenreuth in der Oberpfalz. Es wurde bis zum dreißigjährigen Kriege betrieben, die Rechnungen über Einnahmen und Ausgaben, die Notirungen über die Ausbeute sind noch erhalten. Vor einiger Zeit wußten die Blätter von Goldfunden zu erzählen, die in der Oberpfalz in der Nähe des obengenannten Neualbenreuth vorgekommen seien. Es wurden sogar zwei Analysen des goldhaltigen Gesteins mitgetheilt. Nach der einen sollte eine Tonne (2000 Pfund) dieses Gesteins 745 Grammm Gold und 1043 Grammm Silber, nach der anderen Untersuchung 4000 Grammm Gold enthalten. Das wäre ein Goldgehalt, wie er so groß auf der ganzen Welt bis heute noch nirgends vorgekommen. Man hat es also augenscheinlich mit einem Zufallsfund zu thun, der zwar beweist, daß das Gestein Gold führt, aber nicht, ob sich ein Abbau auch rentiren würde. Die Spekulation, die Fachleute jederzeit zu finden weiß, hat denn auch bis heute den ganzen Fund hübsch links liegen lassen. —

Technisches.

— Die Erfindung des Lampencylinders. Die Anwendung gewisser Gebrauchsgegenstände ist uns so selbstverständlich geworden, daß wir uns kaum mehr vorstellen können, daß sie überhaupt erfunden werden mußten, und daß es eine Zeit gab, in der man sich ohne sie behalf, weil sie eben noch nicht existirten. Das gilt merkwürdigerweise auch von Gegenständen, deren Erfindung noch gar nicht so sehr weit in der Vergangenheit zurückliegt. Wenn wir z. B. eine Lampe anzünden, so erscheint es uns selbstverständlich, daß wir einen Glaszylinder über der Flamme anbringen, um diese aus einer ruhenden und schwach leuchtenden zu einer hell und klar brennenden zu machen; und doch ist es nur wenig über ein Jahrhundert her, seit der Lampencylinder erfunden wurde. Die Erfindung wurde gemacht von einem Manne, dem wir auch eine andere wichtige Verbesserung unserer Lampen verdanken, nämlich von Aimé Argand, der die Argandbrenner, d. h. die Brenner mit rundem Docht, konstruirte. Als nun Argand eines Abends bei der Lampe arbeitete, stülpte sein jüngerer Bruder, der im gleichen Raum herumspielte, über die offene Lampenflamme eine Weinflasche, von der der Boden abgeschlagen war. Der ältere Bruder erkannte sofort, daß die Flamme nun klarer geworden war, und so war infolge dieses Zufalls, dieses Spiels, der uns unentbehrliche Lampencylinder erfunden. —

Humoristisches.

— Einer, der sich kennt. Ein Dresdener Schriftsteller hat dieser Tage ein gedrucktes „Rundschreiben an die deutschen Bühnen, besonders die Hofbühnen“ versandt. Darin heißt es: „Eine Spielzeit der Bühnen neigt sich dem Ende zu; ich halte es für meine Pflicht, Sie noch einmal an mich zu erinnern. Ich halte es für Ihre Pflicht, mich endlich in das deutsche Kulturleben einzuordnen... Mit den 14 größeren und manchen kleineren dramatischen Werken, die Sie gedruckt und geschrieben in der Liste vorfinden, fühle ich mich nicht nur jeder Größe der Gegenwart, sondern auch jeder der Vergangenheit ebenbürtig. Da das anmaßend

klingt, so gefaltten Sie mir ein erklärendes Wort! Ich meine: wie Aeschylus, Sophokles, Shakespear, Lessing, Goethe und Schiller, bin ich ein Baum im Walde der dramatischen Weltliteratur, nicht eine bemalte Latte, wie eine Menge dramatischer Handwerker, mit denen Sie jahraus, jahrein haushalten... Wenn Sie nun erklären, daß meine Werke für das Theater nicht brauchbar seien, so sage ich Ihnen: Sie irren, meine Herren! Jedes meiner Werke ist eine künstlerische Einheit; in jedem ist jede Gestalt eine künstlerische Einheit; der Dialog meiner Szenen ist niemals breit, ist niemals läppisch. Gröfßen Sie eine Debatte, um das Gegentheil zu beweisen! Ich werde alles mit Ehrerbietung anhören; aber ich werde schwerlich verstummen. Meine Werke sind nicht nur brauchbar für die Bühne — sie sind ihr dringendes Bedürfnis!“ —

— Eine originelle Legitimationsurkunde führte ein Bagant schweizerischer Herkunft, der unlängst beim Bezirksamt Zurich eingbracht worden war, mit sich: nichts mehr und nichts weniger als einen argauischen Viehgesundheitschein, der unzählige Visa seitens französischer Polizeibehörden trug, denen das Dokument genug Respekt einflößte, um dessen Inhaber den Schutz der Republik angeheihen zu lassen. —

Bermischtes vom Tage.

— In Breslau hat sich der 14 jährige Sohn eines Fabrikanten am Fensterkreuz erhängt. —

— Ein gemüthliches Lokal. In Rattowitz (Oberschlesien) hängt in einer Wirthschaft folgendes Plakat: „Bei vorkommenden Schlägereien bitte ich nicht die Biergläser zu benutzen. Hintern Ofen liegen die Knüppel. Hochachtungsvoll der Wirth.“ —

— Eisenbahn-Unfall. Auf der Kleinbahn Ostrowo-Stalmierzycze entgleiste ein Zug. Das Maschinenpersonal wurde schwer verletzt. —

— Der Maler Munkacsy wurde in eine Bonner Irrenklinik gebracht. —

— In Mannheim glitt der Direktor der Zellstoffabrik Waldhof, Haas, beim Rodausziehen aus und fiel zu Boden. Mit einem Fingerring blieb er an einem Haken hängen. Der Finger, an dem der Ring saß, wurde förmlich von der Hand gerissen. —

— Der Münchener Delegirtenstag der Allgemeinen deutschen Kunstgenossenschaft hat Bismarck zum Ehrenmitglied ernannt. Der hat sich Zeit seines Lebens den Teufel um Kunst und Literatur geschert. Wenn er etwas las, so waren es, wie er einmal selbst gestand, „Mündergeschichten“. —

— Ein eigenartiges Zeugniß, das merkwürdigerweise die amtliche Bestätigung der zuständigen Gemeindeverwaltung erhalten hat, trug ein von der Polizei kontrollirter Dienstrecht in seinem Wanderbuche. Es lautet: „F. H. stand bei mir vom 29. März bis 20. Mai 1896 im Dienst und war fleißig und treu und alleweil rauschig dabei.“ —

— Eine Erdschlammrutschung ist auf der Bahnlinie Prag-Bodenbach zwischen Pöbaba und Selz vorgekommen und hat die Strecke auf 30 Meter unfahrbar gemacht. —

— In Spalow (Nordmähren) wurde in einem Stalle ein 27jähriger Mann gefunden, der daselbst fünf Jahre völlig nackt und in schrecklichem Unfath lag. Nur kalte Speisen wurden ihm verabreicht. Es war seine eigene Mutter, die ihn auf diese Weise gefangen hielt. —

— In San Giovanni Valdarno bei Florenz wurde das Skelett eines fossilen Elephanten aufgefunden. Die beiden Zähne wiegen über sieben Zentner. —

— Vom Wetter. In Frankreich und der Schweiz sind dem starken Schneefall anhaltende Regengüsse gefolgt. Die Wasserläufe sind überall stark angeschwollen. —

— In Monte Carlo haben sich seit Beginn der diesjährigen Saison bereits 56 unglückliche Spieler das Leben genommen. Die Verwaltung der Spielhölle läßt den Selbstmördern Goldmünzen in die Taschen stecken, damit es nicht heißt, sie wären bis aufs Hemd ausgeplündert worden. —

— Am 1. Februar explodirte im Hafen Passages (Spanien) das Petroleumschiff Ignacio Loyola. Eine Frau blieb todt, der Steuermann und ein junges Mädchen wurden gefährlich verwundet. Das Schiff ist gesunken. —

— Die Ehe der Prinzessin Chimay ist vom Gericht geschieden worden. Dem Prinzen wurde eine Jahresrente von 75 000 Fr. ausgesetzt. — So kann man durch Heirath zu mehr Geld kommen, als durch Pferdehandel. —

— Sonderbares Vergnügen. In der vorigen Woche sprang der Taucher Burns von der schottischen Lay-Brücke. Die Kleider hatte er abgelegt. Als er wieder ans Land kam, führte man ihn nach der — Polizeistation. —

— Ulrich v. Hutten's Schwert wurde in London für 3800 M. versteigert. —

— Von der Pest. Der Staatssekretär für Indien hat von dem Gouverneur von Bombay ein Telegramm erhalten, nach welchem alle von Bombay aus in See gehenden Schiffe vor der Abreise einer Untersuchung unterworfen werden. — Nach einer Depesche aus Teheran ist die Pest jetzt auch in Beludschistan ausgebrochen. —